

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Die Welt in Eis und Schnee

Die Schönheiten der Winterlandschaft
beschrieben von Dr. phil. H. W. Schmidt

Wie weise hat doch der Schöpfer es für seine Menschen gemacht, als er die Jahreszeiten schuf! Das Menschenleben will Abwechslung. Dann ist es reichlich und schön. Ebenso wie wir uns im Frühling auf den Sommer freuen, so freuen wir uns auch im Herbst auf den Winter mit seiner weißen Pracht und seiner kalten, reinen Luft und seiner romantischen Poesie.

Die Wärme der Mutter Sonne läßt nach, so viele, viele unserer munteren Säger in Wald und Feld und Garten haben unser Vaterland verlassen, um südlichen, warmen Gegenden zuzuströmen. Und eines Tages überzieht sich dann der Himmel mit grauem Schneegewölke, ein sühner Wind pfeift aus Nordost herüber, und dann — tanzen die weißen, seidigen Kristallflocken wie Kobolde nieder, die in neckischem Spiele sich jagen und häßchen und fangen und wieder loslassen und wirbelnd durcheinanderslitzern.

Dann ist der Winter da, und die liebe Jugend lauscht und freut sich auf Schlittensfahrten und lustige Schneeballschlachten.

Dichter und immer dichter fällt der Schnee, lautlos und weich, bis schließlich die ganze Erde zugedeckt ist wie mit einem prächtigen Königsmantel aus eitel Hermelin.

Andachtig läßt der Mensch seine Augen über die Winterlandschaft schweifen. Im Winterstille liegt die Allmächtige Natur vor seinen Blicken und harret geduldig der Auflebung im Frühjahre entgegen. Weiß verschneit dehnen die Täler sich in die Weite, rufen die Berge ihre Häupter zum Firmament empor, stehen die Wälder da und ähnen unter dem frechtenden Druke des lastenden Schnees. Ein Glibern und Gleiten allüberall, wie wenn im Neerland tausend und abertausend Diamanten das Erdreich bedecken. Und doch ist es nur — Wasser, das die kalte Winterluft zu Eiskristall hat erstarren lassen. Betrachten wir uns einmal in der Nähe ein solches Eiskristall! Zu hunderten und tausenden hängen sie an einem vertrockneten Grasstängel, mit klaffen Kanten und regelmäßigen Zacken und geraden Flächen, in denen sich das Licht des Tages bricht. Aus Moränen solcher Eiskristalle besteht auch die ganze große weite Schneedecke, die alles sorgsam verhüllt, um es freundlich gegen den kalten Todeshauch des Winters zu schützen. Weiß ruht der Schnee über Feld und Flur, weiß deckt er die sich niederneigenden Äste und Zweige der Bäume, und jeder Pfahl, der trotz der Winterskälte stramm und gerade dasteht, hat ein weißes Köpfelein auf. Auch auf den Dächern der Häuser lagert der Schnee, und hoch türmt er sich auf den Laternen und läßt sie grotesk in die Höhe wachsen. Wie Rippesfiguren steht alles mit ganz anderen Formen nur in weißer Farbe da, was sonst ganz anders aussieht und das Bild ganz anders zeichnet, das wir täglich sehen. Und wenn der Fuß des Menschen achsellos über den Schnee schreitet, so zermalmt er Millionen und Abermillionen solcher feiner, herrlicher Eiskristalle. Die leuchten auf und leuchten und knacken, bis sie zertrümmert daliegen, um sofort wieder neue Kristalle zu bilden aus den Trümmern der gestorbenen.

Drüben, wo der See keine heißblauen Fluten zwischen smaragdnen Ufern und hochanstrebenden Wäldern ausdehnte, da glänzt und glitzert leicht die Eisfläche erharteten Wassers, die freundlich die Menschen leicht trägt, die lachend und scherzend auf Schlittschuhen gewandt und schneidend umherumtummeln und die wahre Winterfreude dankbar genießen. Drüben die Berge mit ihrer weißen, glatten, abhülligen Bahn haben die Eisfabrik herbeigelockt. Sel, wie Pflanze, von der Schne des Bogens geschneit, laufen sie niederwärts in tollwühner Abstrich. Jeder Muskel im sportlichen Körper gestrafft, hart die Jüge auf dem jonnenerbrannten Gesäß. Die Häute umklammern die Stöße, das sühne Auge blüht vorwärts, den Weg zu erkennen und



Bergdorf im Winterschmuck

Bilderdienst Kielisch
Archiv

das Ziel, das am Ende der sportlichen Leistung winkt. Das Holz läuft hurtig dahin, als habe es Federn, kein Licht der Staub aus kaltem Schnee wie eine Wolke, in der der matte Schein der winterlichen Sonne sich gleichend bricht. So gleitet der Mensch freudbetrunken durch Gottes Natur.

Das ist die Schönheit, die Romantik des Winters im Gegenjag zum Sommer mit seinem tiefblauen Himmel und wärmenden Sonnengold, der ausgegossen wird über das Grüne und Bläuliche der lebensstarken Natur. Und dieser Wechsel im Leben und Wehen und Werden und Vergehen in der Natur ruft der gläubigen Menschenseele freundlich zu und predigt ihr von der schaffenden und erhaltenden Allmacht im Himmel drohen, die alles auf Erden in unendlicher Formenfülle und Farbenpracht gemacht und es nach selbstgegebenen, unwandelbaren Naturgesetzen auch erhält, damit wir uns daran erfreuen dürfen.

Frau am Strand

Gestern war Sturm und vorgestern Heute ist der Himmel blank und blau; ein Blitzen und Zittern geht über das Wasser, und der Wind trägt den saden Geruch von Salz und Tang ins Dorf. Die Fischer aber sitzen noch immer vor den Ruten; bessern Rege aus, fischen Schahwerk oder graben und jäten in den kleinen Gärten. Keiner denkt an Kaschfahrt, und es wird auch kein Boot aus der Bucht fahren, solange die Frau noch unten am Strand steht. Sie wissen es ja: Jürgen Boh kommt nicht wieder. Aber eins ist fest. Drei Tage hat ihn die See nun schon und hat noch nichts herausgegeben; das Boot nicht und den Fischer nicht. Da pocht doch noch in manchem

Herzen der Wunderglaube, daß ein Vater ins Dorf fahren könnte oder eine Stimme aus dem Keiber klingen, die sagte: Jürgen Boh lebt!

Sie haben ja heute der Wunderdinge so viele, und wo so ein Lautsprecher in einer Kiste steht, läßt er nun schon drei Tage ohne Pause, singt, spielt und spricht. Sie hören die Musik nicht und nicht die Lieder, nur, wenn eine Stimme jäh dazwischen spricht, fahren sie auf und lauschen und senken wieder die Köpfe, wenn es nur der Wetterdienst ist.

Als aber am Abend die Nebel sich langsam senken, klingt irgendwo leise und verträumt eine Harmonika auf. Nun geht der Atem des Dorfes wieder laut und frisch, und morgen werden sie hinausfahren. Das muß sein. Und wie die Töne nun laut und voll durch den Abend klingen, und der Wind sie bis hinab an den Strand trägt, da nicken die Fischer bedächtig und denken, daß die Frau den Ruf hört und zurückkommen wird ins Dorf, um ihr Leben wieder aufzunehmen in der stillen Kiste.

Die Frau aber steht und hört nichts. Der Wind jagt in dem blonden Haar, daß die dichten Strähnen um ihr Gesicht flattern. Sie wehrt ihm nicht. Ihre Augen lugen angestrengt hinaus in den finsternen Abend über die geheimnisvoll rauschenden Wasser, ob da nicht irgendwo ein Segel aufsteht, ein braunes Segel mit einem weißen Kamen darin. Aber die Dunkelheit sinkt tiefer und das weite Wasser bleibt leer.

Erst die steigende Flut zwingt sie zurück. Widerwillig weicht sie, Schritt für Schritt. Als das Dunkel sich voll über das Wasser breitet, geht sie still und gebeugt durch Sand und Schlud ihrer Kiste zu.

Still liegt das Haus und dunkel. Sie tastet nach der Talglampe, macht aber kein Licht. Sie fürchtet den leeren Raum. Das

Dunkel belebt ihn geheimnisvoll, wenn sie durch die Stube geht, wenn sie vor dem Balken steht, wo die Rege ausgebreitet hängen, und vor dem Oelzeug im Schrank.

Manchmal fährt sie auf, tastet über die Stühle und verhält den Atem, ob sie ihn nicht hört. Aber es bleibt still. Nur draußen singt die See ihr großes, dunkles Lied wie in all den Nächten zuvor. Da spricht sie laut in das Dunkel hinein, als ob er bei ihr sthe und lauscht wieder. Da es aber still bleibt und keiner Antwort gibt, wird es langsam klar in ihr. — Es wird Sommer werden und wieder Winter. Monate werden vergehen und Jahre. Sie wird immer noch warten. Eine heiße, wilde Angst überkommt sie; sie fühlt es groß und schwer; es kommt nie mehr — nie. Und in ihr lebt die Sehnsucht und das ungestüme Verlangen des Blutes.

Da war es, als riefte seine Stimme durch die Nacht; getragen vom Raunen und Klängen der Fluten. Das weckt eine läche Freude in ihr und treibt sie hinaus. Der Sturm ist wieder aufgekommene und das dunkle Wasser beginnt unruhig zu schäumen. Da nimmt sie die Ruder auf die Schultern und arbeitet sich mühsam durch Sturm und Schlud und Sand. Ganz ruhig ist sie dabei, ohne Frage und ohne Verwundern. Sie steigt in das Boot, löst die Tauen und treibt es mit geschicktem Schwung ins offene Wasser. Der Sturm packt es an und will es wieder zurückwerfen. Die Frau aber liegt fest in den Riemen und zwingt das Boot, daß es über die Wogen tanzt und der Wind ihr ins Gesicht sprüht. Das füllt und ist fast lustig, wie sich die besten Perlen in den blonden Strähnen langen. Und der Takt der Ruder dazu. Nur manchmal läßt sie einen Schlag aus und lauscht. Da tritt sie der Ruf wieder. Ganz nahe diesmal. Sie läßt die Ruder fahren und steht hochaufergerichtet im schaukelnden Boot und sieht ein Segel klar über dem Wasser stehen, braun mit dem weißen Kamen darin. Und es kommt näher, so nahe, daß sie es fast mit den Händen greifen kann; und rauscht vorbei, und taucht in die Nacht.

Da lauert sie sich wieder auf die breite Ruderbank und treibt das Boot mit leichen Schlägen zurück. Er war es, das weiß sie nun gewiß. Das nimmt ihr die wilde Kraft und läßt nur eine helle, klare Freude in ihr. Der Sturm hat nun nachgelassen, aber sie muß alle Kraft zusammennehmen, um das Boot zu zwingen. Sie denkt zurück an ihn, an das Wahl, das sie ihm bereiten, und das Zeit, das sie ihm richten will, und an tausend kleine Freuden die sie aus Trüben und Kisten zaubern will, damit die lange, bange Fahrt ihr Ende habe.

Als sie den Strand erreicht, ist das große Boot schon da. Es liegt zwar nicht am alten Platz und liegt quer im Wasser und das Segel liegt platt auf dem Sand. Das wundert sie. Aber sie denkt, er wird müde gewesen sein und hat das Segel nicht mehr gereift. So hat es der Sturm umgelegt, und eilt zu der Kiste hinauf.

Die aber liegt still und einjam wie zuvor. Es ist niemand da. Sie ruht und lauscht. Aber alles bleibt tot und leer und einjam. Sie wehrt sich dagegen und will es nicht begreifen und ruht immer wieder laut und geiß und jäh, bis die Angst vor dem Leben sich wieder dumpf und schwer um ihr Herz legt und die Stimme ersticht.

Da regt es sich plötzlich heftig unter ihrem Herzen. Es juckt und pocht ganz leise und zag. Sie hat es nie zuvor vernommen. Nun ist es alles Schmerz und alles Leid und die Furcht vor dem Einsamsein. Sie faltet die großen, ratten Hände unter der Schürze. Ein weicher verlorener Zug spielt dabei um ihren Mund. Er erschönt und erschelt das herbe Antlitz und gibt ihm die weiche Güte und das tiefe Erdulden der Mutter.

Alfred Bergien



Das Geheimnis vom Kalmitz Kriminalroman von Ilse Dore Tanner

Urheber-Rechtsschutz Drei Quellen-Verlag, Königsbrunn (Bez. Dresden)

Der 2. April, das war Übermorgen, und am 3. April war die Beisetzung seines Vaters, alles war dazu angeordnet und vorbereitet. Er konnte also keinesfalls fahren, auch Inma nicht, trotzdem ihr ja diese Tante, die auch die Base ihres Vaters war, nahe gestanden hatte.

Armgard mußte fahren. Sie würde der Beisetzung des Vaters gerne fern bleiben. Schließlich würde das auch am wenigsten Aufsehen und Gerede verursachen, da jeder hier in der Umgebung wußte, wie schlecht das Verhältnis zwischen ihr und dem Vater gewesen war.

Die Nachricht vom dem Tode Tante Anna von Laupells betrug nicht mehr und nicht weniger, als daß er und seine Geschwister jetzt ihre Erben waren. Nicht mit ihrem Willen, denn sie hatte sich sehr schlecht mit ihrem Schwager Magnus gestanden. Sie hatten seit dem Tode seines Bruders, ihres Mannes, nie mehr ein Wort, weder mündlich noch schriftlich miteinander gewechselt, aber Baron Karl von Laupell hatte in seinem Testament seinen Bruder zum Universalerben nach dem Tode seiner Frau eingesetzt, und eine Abschrift war ihm damals zugegangen.

Klaus dachte daran, daß, wenn seinem Vater das Erbe zugefallen wäre, er und seine Geschwister natürlich nicht einen Pfennig bekommen hätten und weder sie noch das Gut den geringsten Nutzen davon gehabt hätten. Wer weiß, welche Wege das Geld dann gegangen, und ob nicht ein großer Teil davon in den Spielhöfen von Hoppot geblieben wäre.

Während Klaus von Laupell das überlegte überließ es ihn heiß und kalt. Er sagte sich, daß der Gedanke furchtbar, entsetzlich, unnatürlich war, aber er konnte sich nicht selbst belügen: Sein Vater war zur rechten Zeit gestorben.

Aber wie kam die Depesche hier auf seinen Schreibtisch, und wer hatte sie zuerst in Händen gehabt?

Er steckte sie in seine Brusttasche und ging hinauf zu seiner Schwester Armgard.

Sie stand in ihrem Atelier, hatte ihren weißen Arbeitsstuhl an und arbeitete an dem Kopf eines kleinen Dorfknäbchens, das ihr neulich Modell gelehrt hatte, und ihr Bruder dachte unwillkürlich, wie es möglich sei, daß sie heute an diesem furchtbaren Tage für diese Tätigkeit Interesse haben könne.

Er legte sich in einen der bequemen Korbfessel und sah ihr einige Augenblicke schweigend zu.

„Armgard, ich muß dir etwas Wichtiges erzählen“, begann er zögernd. „Ich fand auf meinem Schreibtisch unter den anderen Poststücken dieses Telegramm.“ Er reichte es ihr und bemerkte zu seinem Bekannten, daß ihre Hand leicht zitterte, als sie es nahm.

„Nun — es ist doch schließlich nicht so überraschend, Tante Anna war hergelaufen“, meinte sie dann.

„Nein — aber sieh dir das Datum an. Die Depesche ist schon gestern angekommen und Vater hat sie trotzdem nicht mehr bekommen, sonst hätte er etwas gesagt. Franz hat sie nicht abgenommen. Wer hat sie in Händen gehabt und mir hingelegt? Dann — das ist das Merkwürdige: sie war bestimmt schon geöffnet, das war deutlich zu sehen.“

Kam es ihm nur so oor oder wechselte Armgard wirklich die Farbe? Sah sie nicht noch bleicher aus als zuvor?

„Ich will dir keine Komödie vorspielen, Klaus. Ich traf Grigoleit gestern früh, als ich ins Dorf ging. Ich nahm ihm die Depesche ab, und da mir eine Ahnung lagte, daß sie wichtig sei, konnte ich der Verlockung nicht widerstehen, sie zu lesen.“

„Und du gabst sie Vater nicht?“

„Nein, ich behielt sie.“

Die beiden Geschwister sahen sich an. Sie waren jetzt beide sehr bleich.

„Ja, aber Armgard — warum —?“

„Ich gönnte ihm die Freude nicht, daß er nun dieses Erbe bekam, auf das er schon so lange wartete. Den Triumph, daß wir leer ausgingen, daß wir immer weiter von keiner Gnade abhängig waren.“

Klaus überließ es mit Entschiedenheit, sein Herzschloß drohte zu stößen.

„Ja — aber —“, stammelte er.

Der Schatten eines Lüchters ging über das schöne blasse Gesicht seiner Schwester.

„Du brauchst keine Angst zu haben, ich habe ihn nicht erschossen. Aber — ja — dir will ich es sagen: ich haberte mit dem Schicksal, daß Tante Anna vor ihm sterben mußte, ich — ja, ich wünschte ihm den Tod!“

„Armgard!“

„Ja, es ist furchtbar! Und, daß mein Wunsch wenige Stunden darauf in Erfüllung ging — ist entsetzlich. Aber trotzdem — ich kann keine Trauer empfinden.“

Klaus von Laupell sah eine Weile schweigend, er hatte den Kopf tief gesenkt.

„Armgard, du mußt zur Beisetzung der Tante nach Berlin fahren. Ich werde dir Vollmacht geben und dem Rechtsanwalt telegraphieren, daß du kommst“, sagte er dann.

„Gut.“

„Und — — laß das mit dem Telegramm dieses Geheimnis zwischen uns beiden bleiben, und niemand braucht zu wissen, daß wir die Erben der Tante sind.“

„Gewiß, aber glaubst du, daß das geheim bleiben kann?“

„Wir wollen es wenigstens versuchen. Vor allen Dingen braucht niemand zu erfahren, daß Vater das Telegramm nicht mehr gesehen hat und du es zuerst in Händen gehabt hast. Ich werde Franz sagen, daß alles in Ordnung sei. Wann hast du mir es übrigens hingelegt?“

„Vor kaum einer Stunde.“

Er stand auf. „Ich habe das Empfinden, als ob Kommissar Tolkemil den wohnsinnigen Gedanken hat, ich könnte Vater erschossen haben. Diese Telegramm- und Erbschaftsgeschichte würde keinem Verdacht neue Nahrung geben. Wir wollen schweigen, solange es irgend geht, und auch den Geschwistern nur die Tatsache vom Tode Annas mitteilen.“

Er reichte seiner Schwester die Hand, und sie legte die ihre schweigend hinein.

In dem letzten Dorf vor Königsberg hielt der von Wiesenhal aus benachrichtigte Landgendarm den jungen Vertheid aufgehalten.

Er wurde nach Wiesenhal gebracht und dort von Tolkemil vernommen. Auch ihm gegenüber behauptete er, niemals eine Schusswaffe belesen zu haben.

„Und wer hat denn nun geschossen?“ fragte Tolkemil. Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht, aber auf jeden Fall hat der Schuß mir gegolten, der Betroffene stand nicht weit von mir entfernt.“

„Warum sind Sie denn gelassen, wenn Sie ein reines Gewissen hatten?“

„Ich sehe ein, daß es eine Dummheit von mir war, aber da meine Gegner bei weitem in der Überzahl waren, hielt ich es für besser, die Verwirrung, die durch den Schuß entstanden war, zu benutzen und mich unbemerkt zu entfernen. Draußen stand mein Rod, mit dem fuhr ich nach Kalmitz, denn ich wußte, daß der junge Baron mir wohlgesinnt war.“

„Und gestern spät abends ist der alte Baron vom Garten aus erschossen worden?“

„Vertheid taumelte zurück. Er war totenbloß geworden.“

„Was? Und Sie glauben doch nicht etwa — — daß — — daß ich — —?“

Tolkemil beantwortete die Frage nicht.

„Warum führen Sie nicht zu Ihren Eltern?“ fragte er dagegen.

„Weil ich fürchte, mit der Polizei zu tun zu bekommen, da alle gegen mich waren, und ich glaube für die nächste Zeit vor einem Überfall nicht sicher zu sein. Man hat mir gesteckt, daß die beiden Barjaken, die ich verprügelt hatte, sich rächen wollten. Ich wollte auch meinen Eltern die Aufregung ersparen und daher einige Zeit bei meinem Onkel in Königsberg bleiben, um abzuwarten, was aus der Sache würde. Baron Klaus hat meinen Vater telefonisch benachrichtigt.“

Tolkemil schüttelte den Kopf.

„Sie leben, die Polizei weiß einen Verdächtigen überall zu finden. Und nun erzählen Sie einmal genau, was sich in Kalmitz zutragen hat.“

Der junge Vertheid sah bleich und verstört aus, man merkte ihm an, daß ihn die Sache sehr angegriff. Er suchte nach Worten, und Tolkemil kam ihm zu Hilfe.

„Sie kamen also gegen 9 Uhr abends hin, und weiter...“

„Ich traf den jungen Baron auf dem Hofe und bat ihn, mich für die Nacht aufzunehmen.“

„Fürchten Sie denn nicht, den alten Baron zu treffen, der mit Ihrem Vater verfeindet war?“

„Ich habe mich genau umgesehen, bevor ich in den Hof einfuhr. Und der alte Baron war so oft fort in Danzig oder Königsberg, das wußte jeder.“

„Also Baron Klaus war gleich bereit, Sie aufzunehmen?“

„Jawohl, aber er sagte auch, ich hätte lieber bleiben und das Weitere abwarten sollen. Durch meine Flucht mache ich mich erst verdächtig. Und dann führte er mich selbst nach oben in ein Fremdenzimmer und prägte mir ein, es bis zum nächsten Morgen nicht zu verlassen, er würde mich selbst um 5 Uhr abholen und aus dem Schloß herauslassen.“

„Hob er den Grund an für dieses Verlangen?“

„Jawohl, kein Vater würde nicht damit einverstanden sein, daß er mich aufnehme.“

„Haben Sie einen Schuß gehört?“

„Nein. Ich war sehr müde und bin gleich, nachdem ich das Abendbrot gegessen hatte, das mir der alte Diener heraufbrachte, schlafen gegangen und erst aufgewacht, als der Wecker um 4,5 Uhr klingelte.“

„Und vorher — ist Ihnen da etwas aufgefallen? Haben Sie irgend etwas bemerkt, das Ihnen sonderbar vorkam?“

Vertheid schüttelte den Kopf. „Nichts.“

„Was machte Baron Klaus für einen Eindruck, als er Sie morgens abholte? Sah er verärgert aus? War er aufgeregt?“

„Nein, nicht im geringsten. Er war wie immer. Er schenkte mir noch eine Wolljade, da es kalt war und regnete, und eine Thermosflasche für den Rest des Kaffees, den der alte Diener gebracht hatte.“

So verlief die Vernehmung ganz ergebnislos, und der

Kommissar war auch überzeugt, daß er betreffs des Kalmitzener Mordes völlig unbeteiligt war. Wegen der Wiesenhaler Vertheidnisse sollte er noch einigen Zeugen gegenübergestellt werden und wurde daher in Untersuchungshaft genommen.

Als Tolkemil abends mit seinem Kollegen Röder wieder im Kalmitzener Schloß im Büro des alten Barons zusammen saß, meinte er niedergeschlagen:

„Ich bin nicht um einen Schritt weiter gekommen. Die Angeklagten und auch der junge Vertheid kommen bestimmt nicht in Frage. Was sollten sie auch für einen Grund haben? Und was haben Sie herausgebracht?“

„Die älteste Baronesse Armgard ist außer seiner Frau die einzige aus der Familie, die den jungen Baron gestern früh gesehen hat, bevor er ausritt. Auf meine Frage nach dem Eindruck, den er gemacht hat, zuckte sie die Achseln und meinte: Er hat ernst ausgesehen wie gewöhnlich. Es gab in unserem Hause wenig Gelegenheit, ein frohes Gesicht zu machen. Ich hatte sie übrigens für eine ganz ungewöhnlich kluge Person. Man würde aus ihr auch nichts herausbekommen, wenn sie etwas wüßte. Mit seiner Frau hat er an dem anderen Morgen über die geplante Reise gesprochen. Sie erschien etwas verlegen, sie haben sich allem Anschein nach gestritten. Der Reiterknecht sagt: Der Herr Baron habe sehr böse ausgesehen, fast wie der alte Herr, und hätte ihm nicht wie sonst immer auf seinen Morgengruß geantwortet. Der Vogt, der ihm entgegenkam mit der Mitteilung, er möge sofort zurückkommen, es sei ein Unglück geschehen, meint, er wäre ganz weiß geworden, hätte sofort gemeldet und wäre im Galopp quer über die Felder nach dem Gutshof zugejagt.“

„Nichts Auffallendes.“

„Nein, durchaus nicht. Ich halte es nach allem für ganz ausgeschlossen, daß er für die Tat aktiv oder als Auftraggeber in Betracht kommt, oder meine Reuekenntnis müßte mich ganz und gar im Stich lassen. Ich sprach auch noch einmal mit dem Inspektor und verjagte ihn wegen etwaiger Feinde des alten Barons auszulorschen.“

„Nun und — —?“

„Er meinte: Baron Magnus von Laupell habe so viele Feinde gehabt, daß es schwer sein würde, die Spur desjenigen zu finden, der ihn so gehetzt habe, daß er ihn niederschloß. Er ist überzeugt, daß der Mord ein Racheakt ist.“

„Sehr leicht möglich. Jedenfalls aber steht fest, daß der Tod des Barons lediglich für die Familie einen Nutzen bedeutet. Sie ist dadurch von ihrem Tyrannen und Bedrückter befreit.“

„Fürchtbar“, sagte Kommissar Röder.

Sechstes Kapitel

Der Halbverderwagen von Kalmitz fuhr nach der kleinen Station. Es regnete noch immer, und Armgard und Klaus saßen so weit zurückgelehnt im Wagen, daß die neugierig hineinschauenden Wiesenhaler zu ihrem Bedauern nicht erkennen konnten, wer von den Laupells nun eigentlich abzureisen beabsichtigte.

Sie konnten es sich nicht verjagen zu beobachten, wer dem Wagen entstieg. „Aha, die Armgard — nun ja, sie hat sich ja nie mit ihrem Vater verstanden, aber daß sie nun vor der Beisetzung fortfährt, das ist doch herglos“, meinte Frau Tulerweil.

Die Geschwister mußten noch einige Augenblicke auf dem regennassen ungeschützten Bahnsteig warten.

„Also Armgard, du hast absolute Vollmacht. Sucht von Familienandenken, Bildern und dergleichen heraus, was die geeignet erscheint, du wirst so schnell am besten von uns, was künstlerischen Wert hat. Das andere verkaufe und verleihe, wie du willst. Laß dir Zeit, ein alter Haushalt ist natürlich nicht von heute auf morgen aufzulösen, es wird Wochen dauern. Sei froh, daß du jetzt einige Zeit von Kalmitz fern sein kannst. Ich denke, daß Inma in etwa vier Tagen in Berlin sein wird. Laß sie sich dann dort erst einmal ausruhen, so lange sie will und dir vielleicht heißen. Macht alles ganz so, wie ihr wollt.“

Ein trübes Lächeln kam auf Armgards Gesicht. „Es wird uns förmlich vorkommen, einmal ganz unter eigener Herr zu sein.“

Der Zug lief ein. Klaus half seiner Schwester in ein Abteil zweiter Klasse, reichte ihr Tasche und Koffer hinein und drückte ihr noch einmal die Hand.

Sie hatten beide nicht darauf geachtet, daß ein schnelliges kleiner Jagdwagen vor dem Bahnhof vorgefahren war und ein großer starker Herr noch im letzten Augenblick in den Zug sprang.

Als der sich schon in Bewegung gesetzt hatte, betrat er das Abteil, aus dessen Fenster Armgard noch dem Bruder zugewinkt hatte. Sie wandte sich, als sie das Geräusch hörte, und einen Augenblick sahen sich die beiden schweigend an.

„Ich sah di — Sie schon vom Bogen aus, Armgard. Ich möchte Ihnen meine herzlichste Teilnahme ausdrücken zu dem schrecklichen Ereignis in Kalmitz“, und da sie nichts erwiderte, sondern nur schweigend den Kopf neigte, sprach es etwas vorlegen weiter. „Es sind fast zehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben.“

(Fortsetzung folgt)